

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

3. (2. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

3. (2. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch den 31. Mai 1899, abends 7^{1/2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

A) Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen (unter Nr. 1 bis 15):

1. Der bisherige I. Vorsitzende, Oberbürgermeister Zelle, hat dem Vorstände und Ausschuss mitgeteilt, wie er mit Rücksicht darauf, dass er häufig auf Reisen gehe und deshalb die Geschäfte und Versammlungen der „Brandenburgia“ nicht so regelmässig als nötig wahrnehme, den Vorsitz niederlege, während er gern Mitglied bleiben werde. Da dieser Entschluss ein unwiderruflicher ist, so beschloss der Vorstand und Ausschuss, Herrn Zelle für seine Geschäftsführung bestens zu danken, die Wahl eines neuen I. Vorsitzenden aber zu verschieben, weil zum 1. April 1900 der ganze Vorstand und Ausschuss zur Neuwahl stehen.

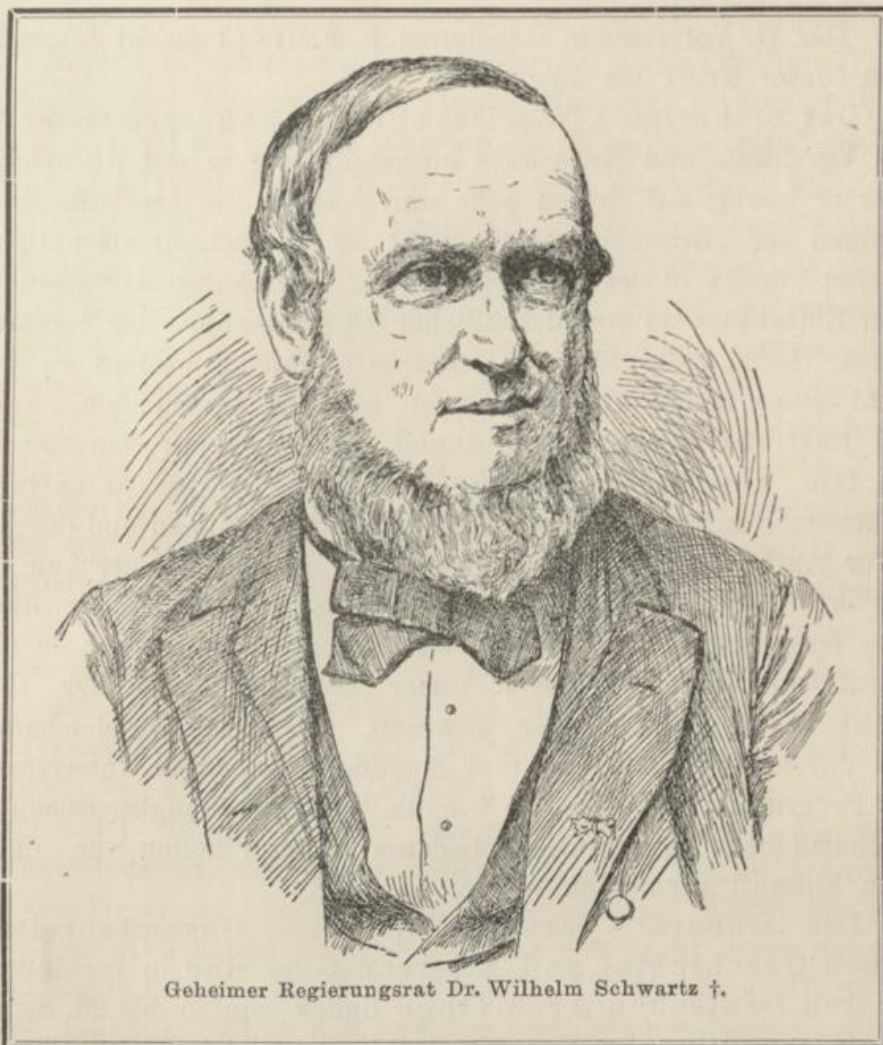
2. Die uns befreundeten Lausitzer Gesellschaften: die „Niederlausitzer anthropologische Gesellschaft“ zu Guben und die „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz“ zu Görlitz feierten ihre Hauptversammlungen leider zu gleicher Zeit, die erstgenannte Gesellschaft zu Triebel, Kreis Sorau, die zweite in Görlitz. Die „Brandenburgia“ ist durch unser Mitglied Herrn Dr. Gustav Albrecht in Triebel vertreten gewesen. Da beide Gesellschaften ein reiches, durch Ausgrabungen und Ausflüge besonders interessant gemachtes Programm aufwiesen, so war die Wettbewerbung zwischen beiden wissenschaftlichen Vereinigungen bedauerlich und hoffen wir, dass eine solche in Zukunft vermieden werde.

3. Die General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine in Verbindung mit dem Ersten Deutschen Archivtage findet vom 25. bis 28. September d. J. zu Strassburg im Elsass statt. Am letzten Tage findet ein Ausflug nach dem berühmten Odilienberge statt. Wir laden zur Beteiligung an dieser Wanderversammlung ein.

4. Der Schatzmeister Herr Wilhelm Ritter ersuchte um Entlastung der Rechnung für das Geschäftsjahr 1898/99 und berichtete über den neuen Haushalts-Vorschlag. Die Herren Revisoren Professor Dr. Galland und Grubenbesitzer F. Körner haben gegen die Rechnung nichts zu erinnern befunden und nach § 28 die Entlastung beantragt, die vom Ausschuss ausgesprochen worden ist. Die Versammlung nahm Kenntnis.

5. Durch den am 16. d. M. erfolgten Tod unsers Ehrenmitgliedes Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Wilhelm Schwartz hat die Heimatkunde der Mark Brandenburg und unsere „Brandenburgia“ einen überaus harten Verlust erlitten, der nicht so bald wieder ersetzt werden kann.

Über den äussern Lebensgang unsers verewigten Freundes habe ich mich in der uns befreundeten vaterländischen Zeitschrift „Der Bär“



Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Schwartz †.

am 27. d. M. S. 331 ausführlich geäussert und wiederhole einige Stellen aus dem Nekrologe daselbst. Das vorstehende lebensfrische Bild stammt aus dem Jahre 1878, wurde mir seiner Zeit von Schwartz geschenkt und ist in meinem erwähnten Aufsatz im „Bär“ wiedergegeben, das Cliché aber durch Güte des Herrn Verlegers Friedrich Schirmer, unsers Mitgliedes, der „Brandenburgia“ zur Benutzung überlassen worden.

Friedrich Lebrecht Wilhelm Schwartz, geboren den 4. September 1821 zu Berlin, studierte von 1838—43 daselbst und in Leipzig

Philologie, trat 1844 am Werderschen Gymnasium zu Berlin als Lehrer ein, in welcher Stellung er zum Professor ernannt wurde. 1864 ward er Direktor des Gymnasiums zu Neu-Ruppin, 1872 an das Königliche Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Posen in gleicher Stellung berufen. Er sammelte schon als Student in der Mark und später überhaupt in Norddeutschland mit seinem Schwager A. Kuhn die Sagen, Märchen und Gebräuche und den Aberglauben dieser Gegenden aus dem Munde des Volkes selbst (von 1839—1849). Die Resultate dieser kulturhistorischen Wanderungen waren zunächst die „Märkischen Sagen“ (1843) und die „Norddeutschen Sagen“ (1848).

In der „Berliner ethnol. Zeitschrift“ v. J. 1875 erzählt er selbst in einem Aufsatz „Die neueste, durch die ethnologische Gesellschaft indirekt veranlasste Sagenbildung“ aus der Zeit der Wanderungen behufs Sammlung von Sagen folgende niedliche Geschichte, welche den Horizont des Volks charakterisiert:

„So sagte mir einmal ein sonst sehr verständiger Bauer in Boitzenburg, als er Kuhn und mich bei einer Sagenwanderung, die uns nach ca. 3 Jahren wieder nach Boitzenburg führte, wiedertraf und erkannte: „Ich habe Sie gleich wiedererkannt und dem Wirt gesagt: das sind die Herren, die die Welt herumreisen und hören, was sie überall für Sprachen sprechen und Geschichten erzählen, das ist nun 3 Jahre her, jetzt kommen sie wieder herum.“ Er hatte also in seiner Schule gelernt, 3 Jahre brauche man zu einer Reise um die Welt, und meinte nun in seiner naiven Weise, als er uns nach 3 Jahren wiedersah, wir wären inzwischen um die Welt herumgewandert und kämen so wieder nach Boitzenburg.“

Ausführlich hat sich Wilhelm Schwartz über denselben Gegenstand ausgelassen in dem Aufsätze: „Erinnerungen aus meinen Wanderungen in den Jahren 1837—1849“ in unserm „Archiv“. 1. Band, S. 143 flg.

Schwartz's Doktordissertation vom Jahre 1843 handelte de antiquissima Apollinis natura. 1850 schrieb er „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum“ (2. Auflage 1862); — 1858 „Über die griechischen Schlangengottheiten“; — 1860 „Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischen und deutschen Sagen“; — 1864 „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie (ein Beitrag zur Mythologie und Kulturgeschichte der Urzeit) I. Sonne, Mond und Sterne“; — in den folgenden Jahren neben Aufsätzen mythologischen und kulturhistorischen Inhalts in Fleckeisen und Masius Jahrbüchern für Philologie und der Berliner ethnologischen Zeitschrift von Virchow i. J. 1878 „Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen“; 1879 „Der II. Teil der poetischen Naturanschauungen“, umfassend „Wolken und Wind“, „Blitz und Donner“. — Schriften päd-

gogischer Art und aus der vaterländischen Geschichte sind u. a. von ihm: „Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung“ (eine Hodegetik für Kandidaten des höheren Schulamts) v. J. 1876, „Bilder aus Brandenburgisch-Preussischer Geschichte“. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1863—71, Berlin und Ruppin. — „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“, drei Auflagen seit 1871. — Annalen des Ruppiner Gymnasiums: „Gedenkblätter zum 500jährigen Jubelfeste desselben.“ Seit seiner Übersiedelung nach Posen beschäftigte er sich auch mit der Prähistorie dieses Landstrichs und gab heraus 1875: „Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen.“ II. Nachtrag 1879. — Hilfsbuch für den Unterricht in der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte (bis jetzt mehrere Auflagen) mit einem Anhang von Gedichten zur brandenburgisch-preussischen Geschichte.

Mannigfach war Schwartz auch thätig bei der von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für preussische Landeskunde“ sowie bei den „Märkischen Forschungen“ und unserem „Bär“. In beiden letzteren Zeitschriften befinden sich von ihm Nachlesen zur Märkischen Sagensammlung. Ebenso verdankt ihm das Johanniterblatt und Pröhles Deutsches Vaterland manchen schönen Beitrag. Vgl. bei Pröhle z. B. die Aufsätze: „Der verhängnisvolle Doppelschuss am 18. März 1848 und sein Zwillingsbruder am 3. April 1615.“ — „Wahrzeichen und Denkmäler Berlins.“ — „Das preussische Königtum, seine Entstehung und seine Entwicklung.“

W. Schwartz ist nicht dazu gekommen, eine ausführliche Lebensbeschreibung aufzusetzen, obwohl er wiederholt dazu, u. A. auch von mir, gedrängt worden ist. Dagegen hat er zu Schilderungen einzelner Abschnitte Anläufe genommen. Als ich ihn im Jahre 1878 um einen biographischen Beitrag ersuchte, teilte er mir von Posen aus die nachfolgenden Notizen mit, welche von ihm nahestehender Seite niedergeschrieben und von ihm durchgesehen bzw. stellenweise erweitert worden sind. Ein Abschluss dieses kurzen Curriculum Vitae ist leider nicht erfolgt.

„Wilhelm Schwartzs Vater war Inspektor (Direktor) am Grossen Friedrichs Waisenhaus in Berlin, ein Beamter vom echten altpreussischen Schlage. (Am 18. März 1848 wollte der alte vom Schlage getroffene Herr die Barrikade vor dem Hause durch die Leute der Anstalt forträumen lassen unbekümmert um alles Weitere! An seiner Stelle seine Pflicht zu thun, schien ihm einfach die Aufgabe! Mit Mühe konnte ihn der Sohn, der vom Werderschen Gymnasium um 2 Uhr aus der Arbeitsstunde kommend, die Entwicklung der Dinge auf dem Schlossplatz mit angesehen, davon abhalten! — In der Waisenhauskirche wurde auch den 19. ruhig Gottesdienst gehalten!)

Der Sinn für märkisches und preussisches Wesen war zunächst ein Erbe des Hauses. Ausser den Erinnerungen an die Jahre des Unglücks von 1807 an und der Grösse Preussens 1813 und 15 nährten ihn im Hause

persönliche Beziehungen. Die Eltern stammten aus Potsdam. Der Grossvater väterlicherseits hatte im Dienste Friedrichs des Grossen gestanden, der mütterlicherseits (Pappelbaum) war Justizamtman in Potsdam gewesen und Justitiarius auf den Rochowschen und Bredowschen Gütern im Havelland. Noch bis zuletzt bewahrte Dir. Schwartz niedliche Landschaftsbilder des Havellandes als Familienstücke, die der Vater des bekannten Landtagsmarschalls Albert v. Rochow seinem Grossvater als Andenken geschenkt. Den Sinn für Wissenschaft nährte der Hinblick auf den Grossonkel, den Archidiakonus Pappelbaum, die Erzählungen von seiner Bibliothek, der berühmten Sammlung Kirchenväter, welche die Studentenschaft später für Schleiermacher kaufte, die Sammlung von 300 Horazen u. s. w. Der Besuch des ehrwürdigen grauen Klosters, die Kirche mit ihren Altertümern mehrte den historischen Sinn. Als er in Prima sass, interessierte ihn sein Schwager Kuhn im Interesse deutscher Mythologie (Grimms Mythologie war erschienen) mit ihm Sagen, die Sagen in der Mark, zu sammeln. Jede freie Zeit wurde zu gemeinsamen Fusswanderungen benutzt, die sich dann immer weiter in den nächsten 10 Jahren ausdehnten und zuerst die Märkischen, dann die Norddeutschen Sagen zur Folge hatten. Nachdem er mit einer mythologischen Abhandlung promoviert (de antiquissima Apollinis natura) und das Oberlehrerexamen gemacht, wurde er von seinem alten Lehrer Bonnell als Hilfslehrer am Werderschen Gymnasium in Berlin angenommen und dann auf dessen Vorschlag vom Magistrat als ordentlicher Lehrer gewählt. Lebenslang blieb er zu Bonnell im innigsten Pietätsverhältnis, wie ihn derselbe auch ausgesprochenemassen gern als Nachfolger gesehen hätte. Am Werder wirkte er aufsteigend als Ordinarius von VI—O. III, den lateinischen und deutschen Unterricht in den resp. Klassen erteilend, gab aber daneben noch griech. Unterricht in II, verwaltete die Lehrer- und Schülerbibliotheken, vor allem aber bildete er, als der Minister von Raumer 1854 die preussische Geschichte in die höheren Lehranstalten installierte, die vaterländische Geschichte in IV und O. III von der Heimatskunde ausgehend lebendig aus. Auch in Ruppın als Direktor behielt er diese Stunden in der IV als ein besonderes Vergnügen bei, schrieb auch dazu einen Leitfaden u. s. w. In Berlin (in den 40. und 50. Jahren) ermunterte Schwartz alljährlich seine Schüler vor den grossen Ferien zu Wanderungen in der Mark, indem er auf die hübschesten Partien aufmerksam machte, wie das später systematisch Riesel that. Im Jahre 1864 sah er sich veranlasst, das Direktorat in Neu-Ruppın anzunehmen, auf Veranlassung des Ober-Bürgermeister Seydel wollte ihn der Magistrat halten, die Unterhandlungen waren aber schon dem Abschluss nahe. In politischer Hinsicht hatte ihn der 18. März 1848 bei seiner preussischen Gesinnung und dem historischen Standpunkt auf die konservative Seite zu treten veranlasst und mit voller Energie, wenn auch in der Form möglichst massvoll, beteiligte er sich an den politischen Bewegungen, indem er, wie auch in seiner Wissenschaft, immer die volkstümlichen Beziehungen festhielt. An das Volkstum wollte er überall in der Schule angeknüpft sehen. Bei seinem Abgang von Berlin passierte beim öffentlichen Examen eine niedliche kleine, echt berlinische Geschichte. Nachdem er Vormittag schon im Homer aufgetreten, gab er auf Bonnells Wunsch Nachmittag noch eine Probe

der brandenb. preuss. Geschichte mit der IV. Er begann mit dem alten Berlin, dem grünen Turm am Schloss, wanderte beim Grossen Kurfürsten vorbei, wo das alte Rathaus des vereinigten Berlin und Kölln gestanden, nach der Post zur Gedenktafel des alten Sparr u. s. w. und dann gelegentlich über Berlin hinaus in die Mark nach Fehrbellin u. s. w. Zum Schluss kam er zufällig noch einmal bei Frankfurt a. O. auf die markgräflische Zeit zurück und knüpfte an den dort deternierten Hans von Sagan an und fragte einen Quartaner, was die Jungen dem dort auf der Strasse nachgerufen. Den Vers „Herzog Hans von Sagan ohne Leut' und Land hat sich bei Crossen das Maul verbrannt“ hatte der Faselhans nicht zur Hand, sondern unter dem schallenden Gelächter des grossen Auditoriums antwortete er das damals Mode gewordene „Haut ihm“. „Nein,“ meinte Schwartz gleichfalls lachend, „das war damals noch nicht Mode“ und liess von einem der nebenstehenden Genossen, die schon längst eifrig die Hände in die Höhe streckten, die Scharte auswetzen und die Sache richtig stellen.

Unter dem Eindrücke des Jahres 1848 und der blossgelegten in der Tiefe gährenden Elemente — zwischen denen ihm oft auch schon die sozialdemokratischen Entwicklungsphasen entgegentraten — stand ihm stets über allen Ideen sein preussisches Vaterland als Verkörperung des Staatsgedankens. Wie er in Berlin bei den Wahlen stets Stellung genommen, lange mit zu den einflussreichsten Leuten des II. Wahlkreises gehörte mit Holleben, Praetorius, Below u. s. w., nahm er auch in Ruppin in Wort und Schrift Stellung in den Konfliktjahren 1864 und begleitete von seinem Patmos aus, wie er es oft scherzend in Rücksicht auf seine Heimat Berlin nannte, mit derselben lebhaften Teilnahme die Jahre 1870/71 (s. Vorträge: der Schluss der „Ethischen Bedeutung der Volkssage“ — „Vom Markgrafen zum Kaiser“ u. s. w.).“

Hier bricht die Lebenserzählung ab und finden sich nur noch folgende zwei Zusätze:

„In pädagogischer Hinsicht steht Schwartz auf dem altpreussischen, straffen Standpunkt, wie er namentlich in Berlin auf den Gymnasien unter der Notwendigkeit zweimaliger Aufnahme und Versetzung sich ausgebildet hatte, nur entwickelt er ihn systematisch und allgemeiner in der Organisation des Ruppiner und schliesslich auch Posener Gymnasiums. (Litterarisch auch in seinem Buch „Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung“.) Es hängt der betreffende Charakter speziell mit dem als preussisch seit Friedrich Wilhelm I. bezeichneten Wesen zusammen. „Schlagfertig“ und „sicher“, wie es das Prinzip jenes Königs war, ist das Ziel dieser Pädagogik. Dieser Charakter bezeichnet vor allem den elementaren Unterbau, zieht sich dann aber auch entsprechend durch die oberen mehr wissenschaftlich ideeller gehaltenen Bildungsstufen.“

„Hatte Ruppin Schwartz u. A. mit dem märkischen, dort (durch die Torfgeschäfte) reichen Bauernstand in Berührung gebracht, dem das Gymnasium in den Klassen bis zur Erlangung des Einjährigen Zeugnisses Rechnung tragen musste, so eröffnete ihm Posen ganz neue Perspektiven. Nicht bloss die Grösse der Anstalt, sondern der simultane Charakter bei der nationalen und religiösen Mischung von evangelischen, jüdischen und polnischen Schülern

stellte ganz neue Aufgaben, die auf dem Wege praktischer Pädagogik und preussischer Zucht im deutschen Geiste überwunden sein wollten.⁴

Von 1882 bis 1894 wirkte der Verstorbene segensreich als Direktor des neubegründeten hiesigen Königlichen Luisen-Gymnasiums und erhielt kurz vor seinem Übertritt in den Ruhestand den Charakter als Geheimer Regierungsrat.

Alle freie Zeit, welche Wilhelm Schwartz neben seinem aufreibenden Berufe fand, widmete er zum grossen Teil der Pflege der Altertumswissenschaften. Auf dem Gebiet der Mythologie hat unser Schwartz trotz aller Anfechtung grosse Erfolge und Fortschritte zu verzeichnen. Ich fasse dieselben kurz in zwei Thesen zusammen. Für die allgemeine Mythologie der Indogermanen und anderer Völkergruppen hat er den fruchtbaren Gedanken begründet, dass aller Götterglaube aus den Naturerscheinungen abzuleiten ist, wobei er namentlich den Gewittervorgängen, vielleicht mitunter in einer zu weit gehenden Einseitigkeit, den Hauptanteil nachzuweisen bemüht gewesen ist. In Norddeutschland, speziell in unserer Mark, hat er ausserdem den niedern Götterdienst, der sich allein noch von der Heidenzeit unserer Vorfahren in abgeblasster Form im heutigen Volksglauben erhalten hat, an der Hand der Überlieferungen, der Gebräuche und Sitten, der Sprache in ihren Dialektformen, zuverlässig aufgefunden und dargestellt. Er stellte sich dabei in einen bewussten Gegensatz zu Jacob Grimm, der sich bemühte, die germanischen Götter, wie sie sich bei den Skandinaven bis zu der Zeit als sie Christen wurden in der Priesterschaft erhalten und dogmatisiert hatten, auch bei unsern norddeutschen Bauern und Hörigen wiederzufinden, wogegen nach Schwartz, hier schon zur Zeit des Heiligen Bonifacius kaum mehr die Rede sein kann von einer germanischen Götterlehre, die sich vielmehr bereits im Lauf der spätern Völkerwanderung bei der Christianisierung der Hauptstämme der Südgermanen zersplittert und zum Teil bereits aufgelöst hatte, während das in sich abgeschlossene, durch das Meer beschirmte skandinavische Nordgermanien seine Götterlehre bis zum 10. und 11. Jahrhundert, also bis zur allmählichen Selbstauflösung gewissermassen zu Tode philosophieren konnte.

Es ist unserm Schwartz nicht erspart worden, bezüglich seiner Theorien, zu denen auch die gehört, dass sich bei uns in der Völkerwanderungszeit zurückgebliebenes Germanentum durch die Slavenzeit hindurch bis heut erhalten habe, heftige Angriffe zu erfahren, die er aber mit Geschick zurückgewiesen hat.

Vor Jahr und Tag nahm er zur Abwehr unberechtigter Anfeindungen, die ihm in Bezug auf die germanischen Göttinnengestalten der Frau Harke und der Frick anlässlich seiner früheren Forschungen widerfuhren, noch einmal die Untersuchung dieser mythologischen

Gestalten mit Feuereifer und siegreich auf; er sammelte zu Grundlagen für eine Vergleichung der plattdeutschen Dialekte in der Mark Brandenburg mancherlei Sprachproben und stellte mit mir zusammen, dem er nicht nur viele Jahre hindurch auf dem Friedrich-Werderschen-Gymnasium ein Lehrer, sondern auch noch weit länger ein väterlicher Freund und wissenschaftlicher Berater gewesen, die Grundzüge für eine brandenburgische Volkskunde auf, die unter der Flagge der „Brandenburgia“ erscheinen soll.

Das Museum im Gymnasium zu Neu-Ruppin, das Posensche Museum, das Museum für Völkerkunde, das Volkstrachten-Museum, sowie das Märkische Provinzial-Museum sind von W. Schwartz wiederholt und reichlich beschenkt worden. Regen Eifer entfaltete er auch als Mitglied der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg.

Eine besondere Ehre wurde dem Verstorbenen dadurch erwiesen, dass die Aufbahrung der Leiche, Freitag, den 19. Mai, in der Aula des Luisen-Gymnasiums an der Stätte seiner Amtsthätigkeit stattfand. Beerdigt ist Wilhelm Schwartz am Nachmittag des genannten Tages auf dem alten Dorotheenstädtischen Kirchhof, Chausseestrasse 119, an der Seite seiner geliebten Gattin Anna geb. Lehnerdt, welche ihm am 28. Dezember 1897 zu seinem grossen Kummer in die Ewigkeit vorangegangen war.

Für uns Mitglieder der „Brandenburgia“ bedeutet der Tod unsers Schwartz nicht bloss den eines teuern Freundes, sondern auch eines allzeit bereiten Helfers sowie eines Mitbegründers derselben. Ehre seinem Andenken!

Zum Gedächtnis des Verewigten erhoben die Anwesenden sich von den Sitzen.

Der Vortragende hatte mehrere Bildnisse von Wilhelm Schwartz sowie eine fast vollständige Sammlung seiner hauptsächlichen Schriften ausgestellt.

Vorstand und Ausschuss sind bei der Beerdigung vertreten gewesen und haben einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife („Die ‚Brandenburgia‘ — ihrem Ehrenmitgliede“) am Sarge hinterlegt. Hierfür hat die Familie ihren wärmsten Dank ausgesprochen.

6. Ich lege ein zweites Bronzeschwert aus dem Märkischen Museum vor, welches der Feldmesser Thomsen auf den der Stadt Berlin gehörigen von Französisch-Buchholz grundbuchlich abgezweigten und dem Rittergut Buch zugelegten Ländereien beim Tiefpflügen gefunden hat. Eine Abbildung und Beschreibung ist nachträglich meinem Berichte vom 19. v. M. über das erste Bronzeschwert von dort der Übersichtlichkeit wegen beigefügt worden.

7. Ich lege ferner die Schädelkapsel eines Löwen vor, welche das Märkische Museum der Sorgfalt seines unermüdlichen und uneigen-

nützigen Pflegers, des Herrn Heilgehülfen Klemm in Mittenwalde, verdankt.

Das besonders merkwürdige und für die Provinz Brandenburg höchst seltene Stück gehört den zwischeneiszeitlichen Kiesschichten an, unter denen sich Thonlager befinden, welche für die vormals Fürstlich Hohenlohese Ziegelei zu Gräbendorf, östlich der Haltestelle Gross-Besten, Kreis Teltow, abgebaut worden sind. Es sind dort ebenfalls ausgegraben und dem genannten städtischen Institut mitgeteilt ein Schädel des Nashorns mit der knöchernen Nasenscheidewand (*Rhinoceros tichorhinus*), ein Backzahn eines Mammuth (*Elephas primigenius*) und der Hornzapfen eines Bos, also Funde wie sie aus dem parallelen Inter-glaciär des benachbarten, am rechten Dahme-Ufer belegenen Ziegler-Dorfs Nieder-Löhme bekannt und seit Jahren im Märkischen Museum vorhanden sind. Die Bestimmung dieses Schädel-Bruchstücks als vom Löwen herrührend ist das Verdienst eines unserer vorzüglichsten Osteologen, des Professors Dr. Alfred Nehring, welcher sich in der Sitzung der hiesigen „Gesellschaft naturforschender Freunde“ vom 18. April 1892 S. 71 flg. auch darüber geäußert hat, weshalb dieser Schädel nicht dem diluvialen Tiger, sondern dem Löwen zuzurechnen sei. Herr Nehring bemerkt darüber wörtlich folgendes:

„Die Resultate meiner Vergleichen sind in kurzem folgende: Der Schädel des erwachsenen Löwen ist in der Stirnpartie niedriger, flacher und breiter als der des erwachsenen Tigers, bei welchem die Stirn deutlich gewölbt ist; dazu kommt, dass beim alten Löwen die Mitte der Stirnbeine deutlich vertieft erscheint. Die Nasenbeine des Löwen sind kürzer und nach vorn breiter als bei Tigern gleichen Alters und Geschlechts. Die Frontalfortsätze der Oberkieferknochen reichen beim Löwen normaler Weise über das hintere Ende der Nasenbeine hinaus und zeigen eine flache, allmählich ansteigende Oberfläche; beim Tiger pflegen die Frontalfortsätze der Oberkieferknochen nicht bis zum Hinterende der Nasenbeine zu reichen, ihre Oberfläche ist concav und steigt steiler nach der Stirn hinauf, auch zeigen sie eine abweichende Form der Grenznaht. Die Foramina palatina des Löwen sind grösser und liegen weiter zurück, als beim Tiger; ausserdem setzen sie sich bei jenem nach vorn in 2 breiten, deutlich markierten Furchen fort, wovon beim Tiger kaum eine Andeutung zu sehen ist. Das Gaumenkeilbeinloch (Foramen sphenopalatinum) des Löwen ist grösser und steht zu den benachbarten Nähten in etwas anderer Beziehung, als beim Tiger. Das Foramen stylo-mastoideum liegt beim Löwen regelmässig so, dass man in seine Öffnung bei der Basalansicht des Schädels direkt hineinsehen kann; beim Tiger liegt die Öffnung jenes Foramen gewöhnlich mehr seitlich an der Bulla. Der Meatus auditorius externus scheint beim Löwen meistens etwas grösser resp. offener zu sein, als beim Tiger.

Nach allen diesen Kennzeichen sind die in der palaeontologischen Sammlung des hiesigen Museums für Naturkunde vorhandenen 4 Gailenreuther Schädel, von denen der eine als völlig intakt bezeichnet werden

kann*), als unzweifelhafte Löwenschädel anzusprechen. Ebenso muss ich die vorliegende Gehirnkapsel einer grossen Felis aus dem märkischen Diluvium nach der Stirnbildung und nach der Bildung des Meatus auditorius externus, sowie auch einiger Foramina des Sphenoids als zu Leo, nicht zu Tigris gehörig betrachten.

Auf die einschlägige Litteratur über *Felis spelaea* Goldf. einzugehen, ist hier nicht der Ort; ich will nur hervorheben, dass auch J. Fr. Brandt einst die im hiesigen Museum für Naturkunde vorhandenen Gailenreuther Schädel mit Entschiedenheit für Löwenschädel (nicht Tigerschädel) erklärt hat, ohne dieses im Einzelnen näher zu begründen. Da von Zeit zu Zeit immer wieder die Ansicht auftaucht, dass „*Felis spelaea*“ ein Tiger, kein Löwe gewesen sei, so scheint es mir angezeigt, dieses für die oben besprochenen, von mir untersuchten Objekte zurückzuweisen. Andere, weniger vollständig erhaltene Objekte lassen kein sicheres Urteil zu; doch ist es sehr wahrscheinlich, dass auch die sonstigen in Deutschland gefundenen Reste, z. B. die von mir bei Thiede unweit Braunschweig und bei Westeregeln unweit Magdeburg, sowie aus Westpreussen nachgewiesenen Reste**), oder der durch Schröder beschriebene Metacarpus von Oderberg-Bralitz***), dem fossilen Löwen angehören. Dagegen mögen manche in Ost-Europa gefundenen Felis-Reste einem Tiger zuzuschreiben sein.“

Es mögen in manchem Museum die Reste des Löwen und Tiger aus dem Diluvium verwechselt sein und giebt hoffentlich Nehrings Auslassung Anlass zu sorgfältigen Revisionen der bisherigen Bestimmungen.

Das nächstliegende Vergleichungsmaterial in den Nachbar-Provinzen bietet uns Westpreussen. In dem XV. Bericht über die Verwaltung der Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1894 finde ich S. 13 folgende Angabe: „Einen sehr bemerkenswerten Fund aus einer Kiesgrube in Klein-Baldrum bei Marienwerder verdankt das Museum dem Regierungshauptkassen-Oberbuchhalter Herrn Peter in Marienwerder. Nach gefälliger Bestimmung des Herrn Professor Dr. Nehring in Berlin stellt dieses Stück einen Zahn (Sectorius des linken Unterkiefers) des sogenannten Höhlenlöwen, *Felis spelaea* Goldf., vor, welcher der jetzt in Afrika und Westasien verbreiteten Löwenart sehr nahe steht und noch in historischer Zeit das südliche Europa bewohnt hat. Wenngleich der Zahn etwas lädiert und abgerieben ist, nimmt sein Vorkommen hier im Norden doch ein besonderes Interesse in Anspruch.“

Und im XVI. Bericht, 1895, S. 16: „Herr Töchtereschullehrer Floegel, Korrespondent des Provinzial-Museums in Marienburg, die vordere

*) Dieser Schädel dürfte wohl einer der besterhaltenen Schädel des *Leo spelaeus* sein, welche überhaupt existieren; er ist für die oben erörterte Frage besonders wichtig, da an ihm alle Charaktere klar und sicher zu erkennen sind.

**) Siehe „Tundren und Steppen“, S. 169, 193, 233. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., 1893, S. 407 ff. mit 2 Abbild. Bericht des Westpreuss. Prov.-Museums, 1895, S. 16.

***) Siehe Jahrb. der Kgl. Geol. Landesanstalt, 1897, S. 20 f.

Partie des zweiten Backzahns aus dem rechten Unterkiefer des Höhlenlöwen, *Felis spelaea* Goldf. (nach Bestimmung des Herrn Professor Dr. A. Nehring in Berlin), aus der Kiesgrube Gross-Waplitz, Kr. Stuhm — ein sehr seltenes und beachtenswertes Objekt.“ —

In der eigentlichen norddeutschen Tiefebene von der Elbe bis zur Weichsel ist der Höhlenlöwe rar. Dagegen erscheint er im westlichen Deutschland, Hannover und Westfalen sowie in den Vorgebirgen Mitteldeutschlands nicht selten. Nehring (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. 1893, S. 407) führt Löwenreste an von Braunschweig (bei Thiede und Rübeland), von Hannover (bei Schwarzfeld a. Harz und Hameln a. d. Weser) sowie von der Provinz Sachsen (bei Quedlinburg und Westeregeln). Nehring schliesst seine bemerkenswerte Mitteilung mit den Worten: „Was die Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Felis spelaea* anbetrifft, so kann ich nicht umhin, dieselbe auf Grund meiner Ausgrabungen im Thieder Gipsbruche zu bejahen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Angaben über paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvial-Ablagerungen von Thiede“, welche in den Verhandlungen unserer Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 357—363 abgedruckt sind. Die betreffenden Feuerstein-Werkzeuge sind (abgesehen von einem Stück) teils in gleichem Niveau mit *Felis spelaea*, teils noch tiefer gefunden worden; für die Annahme einer etwaigen späteren Vermischung der ersteren mit den letzteren konnte ich bei meinen Ausgrabungen keine triftigen Gründe auffinden. Genaueres hierüber habe ich in einer demnächst erscheinenden Abhandlung „Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Hyaena spelaea*“ dargelegt.“ —

Zu dieser Nehringschen Auslassung bemerke ich, dass den Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ sowie in weiteren wissenschaftlichen Kreisen bezüglich des Vorkommens des diluvialen Menschen in unserer Provinz mein bejahender Standpunkt seit Jahren bekannt ist. Ich nehme das Vorhandensein des Menschen in der Zwischeneiszeit bei uns an und besitze von ihm hergestellte bzw. bearbeitete Gegenstände u. a. aus interglaciären Kieslagern nahe der Oder im Kreise Angermünde. In der Sitzung der Berliner Anthropol. Ges. vom 15. Januar 1870 machte ich bereits vorläufige Mitteilungen über „Palaeolithische Flintwerkzeuge aus dem Haveldiluvium zwischen Potsdam und Brandenburg“ (Mitt. 1870, S. 158—162), freilich nicht ohne Widerspruch zu erfahren. Da damals selbst in den berufensten Kreisen die Ansichten über die Entstehung unsers Diluviums noch sehr schwankten, zum Teil noch die Ablagerung desselben durch das Meer und ganz allgemein die Drift-Theorie im Gegensatz zur Vergletscherungs-Theorie verfochten wurde, so habe ich mit guter Absicht, fleissig für mich weiter fortbeobachtend, viele Jahre über meine Anschauungen betreffend das Vor-

kommen des Diluvial-Menschen bei uns geschwiegen, bis sich, insbesondere seit dem Tode Beyrichs, welcher letztere berühmte palaeontologische Altmeister von palaeolithischen menschlichen Spuren selbst in England, Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal, Italien, Österreich nichts wissen wollte, allmählich richtigere Vorstellungen über das zweifellose Vorkommen des Urmenschen selbst in unserer norddeutschen Tiefebene zu verbreiten beginnen.

Ich sehe demzufolge auch meinerseits gegen das gleichzeitige Vorkommen des Höhlen-Löwen zusammen mit dem Urmenschen in der Provinz Brandenburg an sich kein wissenschaftliches Bedenken. Nun höre ich, dass man an dem Ausdruck „Höhlen“-Löwe bei uns Anstoss nimmt, weil in der Provinz Brandenburg mangels eigentlichen Gebirges auch keine eigentlichen Höhlen vorkommen. Hierauf ist zu sagen, einmal dass wir nicht wissen, ob nicht noch im Pleistocän an manchen Punkten unserer Heimat Gesteinsmassive, z. B. die Rüdersdorfer Kalkberge und die Gipsfelsen von Sperenberg, erheblich in den Luftraum hineingeragt haben und Höhlen oder tiefe Spalten bildeten, in denen sich grössere Raubtiere verkriechen konnten, Gesteinserhebungen, die erst durch den wiederholten Gletscherschub vernichtet sind. Aber Felshöhlen sind für die Existenz so wenig des Löwen wie des Tigers oder des Bären notwendig, alle drei Tiergeschlechter kommen auch in weiten Geländen ohne felsige Beschaffenheit heutigen Tags vor. Auch muss man nicht glauben, dass alle die Tiere, deren Gebeine in Gesteinshöhlen oder Gesteinsspalten des Diluviums ausgegraben werden, auch in diesen Höhlen und Spalten gelebt haben. Ihre Reste sind in der Mehrzahl der Fälle sicherlich dort hineingeschwemmt worden und haben sich unter der schützenden Gesteinsdecke und den übergelagerten Thonen und Schlickmassen hermetisch gegen Atmosphärien abgeschlossen, lediglich in Höhlen und Spalten besser erhalten, als in blossen, freien Sand-, Grand- und Kiesbetten. Nur deshalb findet man diluviale Reste vom Löwen und Bären und von der Hyäne und vom Wolf in der Ebene seltener als z. B. in den wirklichen Gesteinshöhlen Westfalens, Thüringens, Braunschweigs u. s. f. Zweckmässiger dürfte es sein, wie man von einem diluvialen Urmenschen, einem diluvialen Urstier pp. spricht, so die *Felis spelaea* „Urlöwe“ zu benennen.

8. Über das Vorkommen des **Hamsters** in der Provinz Brandenburg habe ich in meiner Schrift „Die Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“, Festschrift für die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Berlin, 2. Ausg., Berlin 1886, S. 62 folgende Angaben gemacht: „*Cricetus frumentarius* Pallas. Hamster. — Zemstar oder Semski pjas = Feldhund. Priegnitz, Jüterbog, Treuenbrietzen, Luckenwalde. Im Herbst 1884 schoss Dr. Reichenow ein

schönes, altes Männchen, nach Schalow, bei Nauen. Von mir mehrmals auf dem Berliner Markt lebend gesehen.“

Der vorgenannte Professor Dr. Nehring, Direktor des Zoologischen Museums der hiesigen K. Landwirtschaftlichen Hochschule, hat auch diesem sowohl biologisch wie in seinen Beziehungen zur Kultur des Menschen nicht uninteressanten Nager, der durch ein boshaftes Gebahren noch die Ratte übertrifft und sich durch sein massenhaftes Einheimsen von Getreide als ein landwirtschaftlicher Schädling ersten Ranges darstellt, zum Glück aber in unserer Provinz als Seltenheit bezeichnet werden kann, seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es sei mir vergönnt, Ihnen aus dem Nehringschen Aufsatz: „Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland“ (Deutsche Landwirtschaftliche Presse, XXVI. Jahrgang No. 42, Berlin, 27. Mai 1899, S. 474) dasjenige mitzuteilen, was sich auf unsere engere Heimat bezieht.

„Was die Provinz Brandenburg anbetrifft, so war mir mitgeteilt worden, dass der Hamster in der Gegend von Berlinchen (Neumark) vorkomme. Diese Angabe hat sich aber als irrtümlich ergeben. Durch zahlreiche Korrespondenzen, namentlich mit Herrn Opitz in Siede bei Berlinchen, konnte von mir festgestellt werden, dass dasjenige Tier, welches in dortiger Gegend „Hamster“ oder „Amster“ genannt wird, nicht der wirkliche Hamster (*Cricetus*), sondern die Schermaus oder Wühlratte (*Arvicola amphibius* var. *terrestris*) ist. Ich konnte diese Feststellung um so sicherer machen, als mir zwei frischgefangene Exemplare, das eine von Herrn Opitz in Siede, das andere von Fräulein H. Ruhneke in Ruwen bei Berlinchen (letzteres unter freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Dr. P. Ascherson, hier) übersandt wurden. Das Exemplar von Ruwen wurde am 3. April d. J. unter der Strohunterlage einer Erbsmiete erschlagen; es hatte in seiner Wohnhöhle viele Erbsen („einen grossen Beutel voll“) aufgespeichert. Die Leute nannten es „Amster“ und versicherten, dass diese Art öfter bei „Mieten“ beobachtet würde. Thatsächlich ist es ein starkes Exemplar der oben genannten Wühlratte, die ja, wie bekannt, ähnlich dem Hamster gewisse Vorräte zusammenträgt, in ihrem Aussehen aber von diesem stark abweicht. Auch das von Herrn Opitz übersandte, am 15. März getötete Tier ist ein starkes Exemplar der Wühlratte, was übrigens Herr Opitz schon richtig erkannt hatte; letzterer fügte hinzu, dass diese Art in dortiger Gegend grossen Schaden anrichte und ansehnliche Vorräte von Getreide oder Wurzelwerk zusammenschleppe.

Nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Vorsitzenden des Landw. Vereins zu Königsberg in der Neumark kommt der echte Hamster auch dort nicht vor, fehlt also offenbar im östlichen Teile der Provinz Brandenburg.*)

Dagegen scheint er im westlichen Teile der Provinz Brandenburg ziemlich verbreitet zu sein und während der letzten Zeit an Terrain gewonnen

*) Der östlichste Bezirk der Provinz Brandenburg, in welchem ich bisher den Hamster feststellen konnte, ist die Gegend von Oderberg.

zu haben. Herr Gutsbesitzer Hans Kofahl in Zernikow bei Glöwen an der Berlin-Hamburger Bahn schreibt mir, dass nach Angabe seines Vaters früher bei Zernikow keine Hamster vorgekommen seien; vor 18 Jahren habe man zum erstenmal einen (vereinzelt) Hamsterbau ausgegraben, in den folgenden Jahren einige weitere. Seit etwa 10 Jahren sei die Vermehrung der Hamster dort eine deutlich bemerkbare. Auf der Feldmark von Zernikow (400 ha) seien jetzt ca. 50 Hamsterfamilien vorhanden. Auch in der Nachbarschaft werde über Hamster geklagt.*) Zernikow sei seit 20 Jahren drainiert, und es werde viel intensiver als früher gewirtschaftet. Herr Kofahl fügt noch die interessante Beobachtung hinzu, dass dort seit etwa 7 Jahren die Zwergmaus (*Mus minutus*) in Hafer- und Weizenschlägen zahlreich aufgetreten sei, während die gewöhnliche Feldmaus (*Arv. arvalis*), welche früher sehr häufig gewesen, stark abgenommen habe. Möglicherweise hänge letzteres mit der vermehrten Anwendung von Chilisalpeter und Superphosphat zusammen; wenigstens werde es von manchen anderen Landwirten der dortigen Gegend behauptet.

Herr Rittergutsbesitzer Dr. W. v. Dallwitz schreibt mir über die Prignitz, dass dort der Hamster in geringer Zahl an vielen Orten vorkomme. Bei Tornow, dem v. Dallwitz'schen Rittergute, würden einige Hamsterbaue in jedem Jahre seit langer Zeit beobachtet, ebenso auf der Feldmark des Gutes Brunn (Kreis Ruppin) und in der Umgebung der Stadt Kyritz. Ein massenhaftes Vorkommen des Hamsters sei in der Prignitz bisher nicht festgestellt.

Zu Herrn Nehrings Bericht füge ich noch hinzu, dass mir kürzlich der um die naturgeschichtliche Erforschung der Uckermark eifrig bemühte Lehrer Herr Kortkamp zu Oderberg i. d. Mark mitteilte, wie vor etwa 5 Jahren ein Hamsterbau und eine einzelne Hamsterfamilie auf der Gemarkung Neuendorf nahe der Feldmark des dem Joachimsthalschen Gymnasium gehörigen Amt Neuendorf, etwa eine Meile nördlich von Oderberg entdeckt wurde. Ich habe dies Gelände unlängst besucht. Was Nehring vom Hamster sagt: „Er liebt überall trocknen, lehmig-sandigen Boden mit Lehm im Untergrunde“, trifft hier zu: oben denaturierter oberer diluvialer Sandmergel, der im Untergrunde lehmiger wird und Höhlenbauten, wie sie der Hamster liebt, wohl zulässt. Die Tiere sind von einem Förster erlegt worden, zum Teil haben sie sich auf Nimmerwiederschen verzogen. Einen Ackersmann, der beim Pflügen auf den Bau stiess, sprang ein erwachsener Hamster fauchend an und versuchte zu beißen. Während schon dies dem von mir vorhin skizzierten jähzornigen Temperament des Hamsters entspricht, kann es nach den genauen Schilderungen des Herrn Kortkamp, der die Tiere selbst gesehen, keinem Zweifel unterliegen, dass es sich nicht etwa um die Wühlmaus, sondern den richtigen Hamster gehandelt hat. Namentlich die beobachteten weissen Flecken im Fell an den Oberarmen und an den Seiten bei tiefschwarzer Brust passen durchaus auf unsern typischen

*) Vergl. meine Angaben im „Archiv f. Naturgesch.“ 1894, I, S. 21.

Cricetus. Das westliche Ufer der alten und neuen Oder bildet zur Zeit die Grenze in unserer Provinz für den Hamster, der in der That der Neumark zu fehlen scheint.

9. Die beiden alten Eiben vom Herrenhausgarten, welche Gegenstand der Erörterung in der April-Sitzung waren, haben nunmehr ihre Versetzung in westlicher Richtung bis an die Grenze des Grundstückes der Königlichen Porzellan-Manufaktur dank der aufgewendeten gärtnerischen Sorgfalt anscheinend glücklich überstanden.

Ich lege vier von unserm Mitglied Bartels aufgenommene Photographien vor, welche die beiden Auswanderer in ihrem neuen Heim anschaulich darstellen.

Inzwischen hat sich Herr Geheimrat Professor Dr. Wittmack, Direktor des Botanischen Museums der Landwirtschaftlichen Hochschule, in der Gartenflora, Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde (vgl. meine Bemerkung zu meinem Bericht vom 19. April d. J.) Jahrgang 48, S. 236 flg. in dem Artikel „Die beiden alten Eiben (*Taxus baccata*) im Garten des Herrenhauses zu Berlin“ zur Sache geäußert und zwar, wie zu erwarten, in einer recht vorsichtigen Weise; er führt die von Trojan und Conwentz gemessenen uralten wilden Eiben an und vergleicht mit deren Maassen die entsprechenden Verhältnisse der ältern und stärkern Herrenhaus-Eibe.

Wittmack führt zutreffend aus, dass das äusserliche Ansehen, also auch der Umfang der Eiben, noch nicht zweifellos einen Schluss auf das Alter derselben erlaube, wie denn Conwentz in seinen Berechnungen bei einer westpreussischen Eibe nach dem einen Kalkulationsmodus für diese auf 943 Jahre, nach einem andern auf 311 Jahre komme. Es hängt bei der Stammesentwicklung der Eiben gerade besonders viel vom Boden und Standort ab.

Hier sei gleich eingeschaltet, dass dieser Boden und Standort bei den Herrenhaus-Eiben im Lauf der Zeiten immer ungünstiger und zwar mindestens seit etwa 150 Jahren andauernd unvorteilhafter geworden ist teils durch An- und Unterbauten in der Nachbarschaft, Austrocknen des ursprünglich nassen (bruchigen) Bodens, Vertauschung der ursprünglich feuchten Wald- bzw. Gartenluft gegen staubhaltige, trockene, im Sommer heisse Stadtluft. Hiernach muss man annehmen, dass die Herrenhaus-Eiben sich viel stärker entwickelt haben würden, wenn sie in halbsumpfigem Bruchland oder in stark beschattetem Waldboden sich hätten weiter fortentwickeln können.

Dies wird durch eine von Wittmack angeführte Bemerkung des Kommerzienrats Schütt lediglich bestätigt, welcher erzählt, wie er vor 25 Jahren fünf sechsjährige Eiben in seinem Garten in Steglitz gepflanzt habe, die jetzt schenkeldick sind. Man hat eben für diese Bäume von vornherein bestens Sorge getragen.

Ich halte auch folgenden Ausspruch Wittmacks als völlig einleuchtend: „Die Hauptfrage nach dem Alter der Bäume kann immer noch nicht endgültig entschieden werden. Ein Zählen der Jahresringe der abgeschnittenen Aststümpfe und daraus Berechnung der Jahresringe des Stammes ist, wie Conwentz bemerkt, nicht zulässig, da die Jahresringe des Astholzes im allgemeinen enger sind als die des Stammholzes.“

Ich füge hinzu, dass die Äste und Zweige auch allemal jünger sind als der Hauptstamm und dass gerade bei der Eibe die Differenz Jahrhunderte in einzelnen Fällen betragen kann.

Nach dem im Hohenzollern-Museum im Original, im Berliner Magistrats-Archiv in genauer Kopie, befindlichen grossen Plan von La Vigne vom Jahre 1685 ist hier wie in der Gegend nach Schöneberg und dem botanischen Garten Bruchland verzeichnet; darunter hat man feuchten Wiesengrund mit einzelnen Baumgruppen und stellenweis dichtem Erlen- und Espengehölz zu verstehen. In solchem aber finden sich die wilden Eiben gern vor und gedeihen hier, sobald sie nur Schatten geniessen können, ganz vorzüglich. Auf ähnlichem Boden stehen in der nordöstlichen „Wildnis“ der Park- und Gartenanlagen der ursprünglichen „Lietzenburg“, im jetzigen Charlottenburger Schlossgarten die prächtigen Eibebäume. Diese Anlagen sind 1694 begonnen nach den Plänen des berühmten Le Nôtre, anfänglich unter Leitung des eigens aus Paris verschriebenen Gärtners Simeon Godeau. Aus dieser Zeit stammen die Taxusbäume, welche auf schattigem, bruchfeuchtem Wiesengrund prächtig gediehen sind, seit Jahrzehnten aber sehr langsam sich entwickeln, weil der Charlottenburger Schlossgarten aus gesundheitlichen Rücksichten sehr viel trockner als früher gelegt worden ist.

Eine weitere Eigenschaft der Eiben ist ihre im wesentlichen wagerechte Bewurzelung; sie gehen nicht mit starken Pfahlwurzeln tief in die Erde. Das hat sich beim Abgraben und Unterfangen der Herrenhaus-Eiben deutlich gezeigt. Hätten sie tiefe Pfahlwurzeln gehabt, so wäre eine Abgrabung unmöglich gewesen oder man hätte die Pfahlwurzeln in der Tiefe absägen müssen, was die Bäume getötet haben würde.

Alle flachwurzelnden Nadelholzbäume haben — eben wegen ihrer Flachwurzelung — die Neigung, „Senker“ zu bilden, d. h. Zweige auf den Boden zu legen, die Wurzelknospen treiben und sich in gegebenen günstigen Fällen zu eigenen Bäumen entwickeln können. Dies gilt recht eigentlich von den Eiben. Ich habe dies bereits in einer Anmerkung zu meinen Mitteilungen am 19. v. M. gesagt und finde eine Bestätigung dafür in einem Aufsatz „Neue Beobachtungen über die Eibe, besonders in der deutschen Volkskunde, welcher sich, anlehnend an einen Vortrag von Conwentz, in der „Naturwiss. Wochenschrift“ vom 28. d. M. befindet, vgl. S. 256.

Diese Umstände stehen mit der Lage der unter der grossen Eibe gefundenen Mauerstein- und Kalkstein-Reste in keinem Widerspruch, im Gegenteil wird der Sachverhalt dadurch befriedigend aufgeklärt.

Es sind drei auf das vorige bzw. das laufende Jahrhundert zu verteilende Phasen a, b und c in der Nachbarschaft der grossen Eibe zu unterscheiden. — a) Es wird im 18. Jahrhundert Mauerwerk nahe der grossen Eibe errichtet, welches die Entwicklung derselben über und unter der Mauer zurückdrängt. — b) Die Mauer wird abgebrochen, in der Tiefe bleiben aber davon Fundamentreste stehen; die Eibe hat nunmehr wieder etwas mehr Spielraum erlangt, ihre Wurzeln fangen an sich wieder seitlich nach der Richtung der früheren Mauer zu auszuweiten, in dem Boden, welcher nach Abbruch der Mauer verfüllt und aufgehöhht ist und worin sich Kalkstein- und Ziegelbrocken, auch Klamotten befinden. — c) Beim Aufgraben der Wurzeln der Eibe im Jahre 1894 zeigt sich, dass dieselben teilweise in den seit Abbruch der Mauer freigewordenen, unter b) geschilderten Raum, über den in der Tiefe verbliebenen seitlich und ziemlich wagerecht vorgedrungen sind. Die Eibe steht seither unbestreitbar zum Teil allerdings über relativ modernem Mauerwerk und es gewinnt hierdurch den irrtümlichen Anschein, als sei die Eibe jüngeren Datums wie die Mauer selbst. Dies muss aber als unerwiesen und unwahrscheinlich abgewiesen werden; jedenfalls kann aus dem geschilderten Umstände ein Argument wider das hohe Alter mindestens der grössern der beiden Eiben in keiner Weise abgeleitet werden. Andererseits geben wir selbstredend zu, dass eine genaue Altersbestimmung der Eibe erst dann, wenn man den Hauptstamm durchschneidet und die Jahresringe zählt, möglich ist.

Herr Geheimer Baurat Schulze und die Kgl. Gartenverwaltung haben sich, wie auch wir dankend anerkennen, die grösstmögliche Mühe zur Erhaltung der Taxus-Veteranen gegeben. Seit ihrer Versetzung sind sie mit hohen Sonnenkulissen versehen worden. An der Südseite der beiden ehrwürdigen Bäume hat man je ein haushohes Gestell aus hölzernen Stangen errichtet und dessen Zwischenräume mit Packleinen überspannt. Die so hergestellte Schutzwand umgiebt die Sonnenseite der Bäume nach Art einer spanischen Wand und überragt die Wipfel der beiden Eiben. Die Kulissen haben den Zweck, die Sonnenstrahlen von den neuverpflanzten Bäumen abzuhalten, da man von dem Einfluss der Hitze schädliche Wirkungen auf das Gedeihen der Bäume fürchtet. Ähnliche Schutzwände hat man schon mehrfach bei älteren versetzten Bäumen angebracht. Das aufgespannte Tuch ist so zäh als nötig, um dem Winde Widerstand zu leisten, andererseits aber weitmaschig genug, um die Luft durchzulassen. Bei eintretender Hitze hat man ausserdem die Absicht, das Tuch zu besprengen, um den Bäumen auf diese Weise Feuchtigkeit zuzuführen. Die Versetzung scheint den Bäumen gut zu bekommen. Sie

haben wenig Triebe an den Zweigen getrieben, zeigen aber reichlich Triebe am Stamm. Insbesondere ist es der grössere und ältere der beiden Bäume, der junge Triebe am Stamme zeigt. Somit ist die Hoffnung, die Bäume zu erhalten, eine wohlbegründete.

Johannes Trojan schliesst 1886 seinen Aufsatz „Alte Eibenbäume“ indem er den bejahrteren unserer beiden Herrenhaus-Taxus sprechen lässt: „Ich habe noch die Wolfs- und Bärenzeit mitgemacht. Wie kurze Zeit steht erst das Haus, das mir fatal ist! Ich kann in Ruhe abwarten, dass es wieder umfällt. — Und so frisch und gesund, wie er ist, hat er ja alle Aussicht dazu, dass er noch einmal zu seinem jüngeren Genossen, der dann auch schon steinalt ist, und zu dem ganz jungen Volk, das in seinem Schatten sich angesiedelt haben wird, so ungefähr sprechen kann: Hier, Kinder, wo ich jetzt stehe, und hier herum lag einmal in sehr alten Zeiten eine Stadt, die Berlin hiess.“

Jedenfalls wünscht die „Brandenburgia“ beiden Eiben auch an ihrem neuen Standorte freudiges Gedeihen und langes, recht langes Leben.

10. Die grosse Eibe in der Fasanerie des Rieselguts Buch. Herr Dr. Carl Bolle hat in Ergänzung seiner Mitteilung über die von der „Brandenburgia“ beim Besuch des Rieselguts Buch am 25. August 1898 aufgefundenen uralten Eibe (vgl. „Brandenburgia“ VII, 252 flg.; VIII, S. 31) folgende ergänzende Angaben aus den „Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft“ 1898, No. 7, eingesendet, welche wir mit seiner Erlaubnis nachstehend abdrucken.

Wiederauffindung der Eibe als wild in der Mark Brandenburg. *Taxus, cujus magna copia in Gallia et Germania est* — so lesen wir bei Julius Cäsar. Ja, das ist wohl lange her und die Dinge haben sich seitdem sehr verändert. Der *Taxus*, diese merkwürdigste unserer heimischen Coniferen, geographisch vom Saum der Wüste bis zum finnischen Meerbusen reichend, gehört jetzt fast allerorten zu den Seltenheiten; in Norddeutschland zählt man seine Standorte. Für die Mark waren noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts ziemlich zahlreiche Lokalitäten, an denen er wild wuchs, nachgewiesen. Wohl war es daher für etwas auffälliges und für mich für einen Glücksfall anzusehen, als ich am 25. August d. J., einer Exkursion der *Brandenburgia* beiwohnend, ganz in der Nähe Berlins Gelegenheit hatte, einen zweifelsohne wilden *Taxus* anzutreffen und dergestalt die Kontinuität des Wildwachsens dieser stark im Rückgange befindlichen Baumart darzuthun. Standort: die Fasanerie von Buch, einem neuerdings von hiesiger Stadtgemeinde erworbenen, früher gräflich Vossischen Gute. Wilderer und ursprünglicherer Laubwald ist, trotz der Nähe einer so grossen Stadt, kaum denkbar; dabei gänzliche Abwesenheit von Eiben in den benachbarten Parkanlagen. Wie seltsam und legendär erhob sich nicht dieser allerdings einzelne und einzige Stamm im Schatten riesiger Waldbäume! Nichts an ihm mahnte an anderes als an tiefe Wildnis und deren ureigenes Grün. Mangelnden Fruchtansatzes halber dürfte dieser Einsiedler des Forstes dem männlichen Geschlecht zuzuweisen sein. Die Höhe desselben ist auf ca.

20 Fuss zu schätzen. Eine Messung des Stammumfanges ergab 88 cm, was bei einem so anerkannt trügwüchsigen Vegetabil schon auf ein erkleckliches Alter schliessen lässt.

Ihre Seltenheit macht diese Eibe als Relikt einer längst entschwundenen Vergangenheit sorgfältiger Erhaltung würdig und sie wird unserer entschieden baumfreundlichen städtischen Verwaltung behufs solcher angelegentlichst empfohlen werden.

Pommern hat sich der Spontanität des *Taxus* günstiger als die Mark erwiesen, obwohl auch hier nur Reste einstiger Häufigkeit übrig geblieben sind. Noch besitzt ihn die buchenreiche Halbinsel Jasmund, ein Teil von Rügen; der Dars, weiter westlich, allein noch in Gestalt gewaltiger, im Walde verrottender Stubben. Auf eine andere Stätte wahrscheinlichen früheren Vorkommens macht uns die schöne Litteratur aufmerksam. Spielhagen, die kleinere nordwärts vom Ausfluss der Peene gelegene Insel Ruden schildernd, sagt in seiner Novelle *Faustulus*, alle dortigen Gärtchen seien von niedrigen *Taxus*hecken eingehegt. Nun liegt zu Tage, dass die dort ansässige ärmliche Fischer- und Lotsenbevölkerung nicht bei Späth oder Lorberg gekauft haben werde. Sie nahm und benutzte eben, was sich ihr als nächstes wildwachsend darbot; zwar ist dieses Ruden eine Dünenscholle, allein die Natur konnte sie ursprünglich ebensogut Eiben tragen lassen, als dies auf der schwedischen Ostsee-Insel Sandöe bei Gothland erwiesenermassen der Fall ist. Wo nicht, so müssen jene ihr Heckenmaterial von Mönchgut, dem nächsten Lande, herübergeholt haben. Jetzt ist auch hier kein wilder *Taxus* mehr aufzufinden.

11. Berlin, Leipziger Platz No. 14. Zwei von unserm Mitglied Bartels aufgenommene Photographien des unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gehörigen Hauses Leipziger Platz No. 14, Typus eines behäbigen Bürgerhauses aus den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das eine Bild giebt die schlichte Fassade. Besonders aber mache ich auf das Hinterhaus und den Garten aufmerksam, welcher von der Voss-Strasse aus aufgenommen ist, wobei zu beachten, dass hier ein ganz schmaler Streifen, eine sogenannte Maske, vorliegt, welche Herrn Bolle nicht gehört, vielmehr sich in anderweitigem Besitz befunden hat, bis beides, das Bollesche Grundstück und die Maske, ersteres für 900 000 Mark, von der Direktion der grossen Berliner Strassenbahngesellschaft erworben worden ist. Das zweiterwähnte Bild ist von eigenartiger Schönheit, Schlinggewächse ziehen sich hoch am Mauerwerk hinan, der Garten ist auch sonst, ein Zeugnis gereiften gärtnerischen Verständnisses und der Liebe für die edle Pflanzenwelt, mit herrlichen und seltenen Gewächsen geschmückt. Schade, dass diese ganze vegetative Pracht vom 1. April 1900 ab verschwinden und einem prosaischen Dienstgebäude der genannten Gesellschaft Platz machen wird. So verschwindet ein Stück floristischer Poesie nach dem andern leider aus dem Innern Berlins.

12. Nach dem Sparrenlande richtete sich unter meiner Leitung am 14. Mai d. J. eine Exkursion des Märkischen Museums, an welcher

verschiedene Mitglieder der „Brandenburgia“, u. A. die Herren Dr. Kossinna, Dr. G. Albrecht, H. Maurer, R. Mielke, Lackowitz jun., Rektor O. Monke, teilnahmen. Wir begaben uns über Bernau nach Prennden. Die nachfolgenden Angaben sind einem Bericht des Herrn Dr. G. Albrecht in der „Frankfurter Oder-Zeitung“ vom 27. Mai d. J. mit dessen Erlaubnis entnommen.

„Prennden bildet den linken Flügel des Sparrenlandes, des früheren Besitztums der Freiherren von Sparr, welches sich von Biesenthal aus in nordöstlicher Richtung bis nach Angermünde erstreckt und dessen hauptsächlichste Punkte Lichterfelde, Trampe, Dannenberg, Greifenberg und Prennden sind. Heutzutage sind die Sparrs dort nicht mehr begütert, bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging der letzte Rest ihrer Besitzungen in andere Hände über, aber ihre jahrhundertelange Ansässigkeit — sie kamen bereits mit den Askaniern nach dem Barnim — hat vielfache Spuren hinterlassen: ausser dem Namen Sparrenlande findet man einen Sparrenbusch bei Dannenberg, eine Sparrhaide bei Prennden, eine Anzahl Sparrenglocken in den mehr als zwanzig Gütern, die einst dem Geschlechte gehörten, und mannigfache sagenhafte Überlieferungen, die sich vorzüglich an den Namen des alten Feldmarschalls Otto Christof von Sparr anknüpfen.

In Prennden war der Wohnsitz des Feldmarschalls, hier besass er ein Schloss und hier ist er auch am 9. Mai 1668 gestorben. Von dem Schloss in Prennden ist leider so gut wie nichts erhalten geblieben, nur ein gewölbter Keller, der als Unterschoss eines Eckturmes anzusehen ist, dessen Grundmauern gleichfalls noch stehen, und dann ein paar kümmerliche Mauerreste. Über die Anlage und den Umfang des Schlosses und seiner Nebengebäude liess sich bei der letzten Exkursion nichts mehr feststellen, ebensowenig über die Zeit des Baues und über den Erbauer desselben. Im Keller zeigt man den Eingang zu einem unterirdischen Gang, der jetzt verschüttet ist, ehemals jedoch bis zu einem kleinen Hügel jenseits der Landstrasse geführt haben soll. Vom alten Sparr weiss man in der Gastwirtschaft, welche sich auf dem Boden des Schlosses erhebt und deren Gebäude meist aus Steinen desselben erbaut sind, nichts zu erzählen und auch sonst scheint man in Prennden jetzt nicht mehr viel vom ihm zu wissen. Alte Leute allerdings erzählen von seinen Luftfahrten über die Kirchtürme hinweg, an denen dann seine Peitsche oder seine Therbutte hängen blieb, von seinem nächtlichen Daherbrausen als wilder Jäger und von seinen Zaubereien und seinem Pakt mit dem Teufel, aber die Jugend ist für solche Ammenmärchen viel zu klug. In der Kirche jedoch hat der Feldmarschall sich selbst ein Denkmal gesetzt, das die Erinnerung an ihn im Dorfe aufrecht erhält. Im Turme hängen drei von ihm gestiftete Glocken aus den Jahren 1655, 1656 und 1657, von denen die zweitgrösste seinen Namen

und sein Wappen trägt. Die Inschrift derselben lautet: OTTO CHRISTOF VON SPARR IHRO CHURFUERSTLICHEN DURCHLAUCHTIGKEIT ZU BRANDENBURCH GEHEIMTER KRIGS RAHT GENERAL FELD ZEUGMEISTER OBER COMMENDANT UBER DERO UESTUNGEN UND OBRISTER ZU FUSS. — An den Kirchturm selbst knüpft eine Sparrsche Tradition an. Derselbe ist ganz aus Fachwerk erbaut, und der Sage nach deshalb, weil die Bauern beim Bau die Steinlieferung, der Feldmarschall dagegen die Holzlieferung übernommen hatte; um selbst zu sparen, haben die spitzbübischen Bauern so viel Holz wie möglich in den Turm hineingebaut. Solch ein vom Erdboden bis zum Dache aus Fachwerk erbauter Kirchturm gehört zu den Seltenheiten. In der Kirche selbst findet sich keine Erinnerung an den Feldmarschall oder überhaupt an die Sparrsche Familie — ein grellbemalter Schnitzaltar, ein interessanter Kronleuchter, zwei kunstvolle bronzene Altarleuchter und ein Messingtaufbecken sind die einzigen der Erwähnung werten Stücke des schmucklosen, weissgetünchten Innenraumes. Der Feldmarschall liegt in der Marienkirche zu Berlin begraben und ausser ihm sind auch noch andere Mitglieder seines Geschlechts in dem mit einem prunkvollen Marmorepitaph geschmückten Erbbegräbnis beigesetzt. Dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, dass man sich des Alten in Prenen so wenig erinnert.

Ausserdem scheint mit der Heimatskunde in Prenen sehr zu hapern, sonst würde man dies oder jenes Faktum aus dem Leben des Feldmarschalls doch wissen, denn Otto Christof von Sparr hat im brandenburgischen Kriegswesen eine hervorragende Rolle gespielt: er ist der Mitbegründer eines stehenden Heeres unter dem Grossen Kurfürsten gewesen und hat besonders die Artillerie und das Festungswesen sehr vervollkommnet. Im Jahre 1605 wurde er zu Lichterfelde als Sohn des Freiherrn Arndt von Sparr und seiner Gemahlin Emerentia von Seestedt geboren und verlebte seine Jugend vorzugsweise in Prenen. Wie so mancher Märkische vom Adel in damaliger Zeit nahm auch Otto Christof bei den Kaiserlichen Dienste und so kämpfte er gegen sein Heimatland, besonders als kaiserlicher Oberst und Kommandant von Landsberg a. Warthe scheint er die Märker arg geplagt zu haben. Im Jahre 1649 unternahm er als Generalkommandeur des Westfälischen Kreises einen Zug gegen Lüttich und zwei Jahre später steht er in brandenburgischen Diensten als Kriegsrat, Gouverneur von Kolberg und Oberbefehlshaber aller Festungen in kurfürstlichen Ländern, mit Ausnahme von Preussen und der Kurmark. Zunächst widmete er sich der Neugestaltung des Heeres, namentlich der Artillerie, und der stärkeren Befestigung verschiedener Festungen. Im schwedischen-polnischen Kriege pflückte er seine ersten Lorbeeren im Dienste des Kurfürsten, durch die dreitägige Schlacht bei Warschau ist sein Name zu hohen Ehren gekommen, und

der Kurfürst belohnte seine Verdienste durch die Ernennung zum Feldmarschall. Als erster brandenburgischer Feldmarschall hat sich Sparr 1658 im Feldzuge nach Holstein und 1659 in Pommern gegen die Schweden und 1663 im Türkenkriege in Ungarn bei St. Gotthard an der Raab ausgezeichnet und weiterhin für die Vermehrung und Verbesserung des Heeres und die Umgestaltung des Kriegswesens Sorge getragen. Die letzte Lebenszeit verbrachte er auf seinen Gütern, wo er sich wohlthätigen Werken wie Kirchenbauten und Landverbesserungen widmete. In Prenen ist er 1668 gestorben.

Aus prähistorischer Zeit befindet sich in Prenen in Privatbesitz ein interessanter Fund, aus vier Steinwerkzeugen von sächsischem Typus bestehend, einer zerbrochenen, durchbohrten Doppelaxt, zwei Steinmeisseln von hobelförmiger Gestalt und einer keilförmigen, flachen Hacke. Diese Stücke sind auf den „Gersteplänen“ beim Dorfe durch den Pflug zu Tage gefördert worden und werden von dem Besitzer ängstlich gehütet; ein Meissel wurde schliesslich dem Märkischen Museum durch die Güte des Herrn Küsters Mielke überwiesen. Ausserdem wurden verschiedene Tierschädel, die beim Ansschachten eines Hauses ausgegraben worden sind, für die Sammlung des Museums erworben. Am Nachmittage wurden der Grosse Teufelsstein, ein Findling am Ufer des Strelsees, ein ehemaliges Urnenfeld und die Krumme Lanke besichtigt.“

Der Grosse Teufelsstein hat eine Höhe von etwa 2 m und einen Umfang von nicht ganz 24 Schritt. Menschliche Einwirkung ist an dem Stein, der ein grau-weisser Gneis sein dürfte, nicht erkennbar. Rechts, etwa 4 Schritt vor dem Grossen Teufelsstein, deutet eine Vertiefung die Stelle an, in welcher der Kleine Teufelsstein, ein mehr rötlicher Granitfindling, lag, der mit grossen Umständlichkeiten und bedeutenden Kosten nach dem Humboldthain in Berlin geschafft worden ist. Dort bildet er den interessantesten Block unter den vielen riesigen Geschieben, die zu dem schlichten Denkmal Alexander von Humboldts aufgetürmt worden sind. Die frühere wagerechte Fläche des Steins ist jetzt senkrecht nach vorn zu gebracht.

Herr Maurer nahm auf der Exkursion mehrere Photographien mit dem Apparat des Märkischen Museums auf. Ich lege vor den Grossen Teufelsstein in drei Aufnahmen, den in starkem Holzverband und Fachwerk derb konstruierten Turm der Kirche in Prenen, den im 17. Jahrhundert hergerichteten Altaraufbau, das Taufbecken aus Messing, welches die Kundschafter mit der Traube, eine sehr beliebte Darstellung der Renaissancezeit, aufweist, daneben ein etwas jüngerer interessanter Leuchter, ferner den Kronleuchter aus dem 16. Jahrhundert, über dem ein auf dem Adler reitender defekter Jupiter tonans thront und eine Ansicht des Dorfes Prenen über den Strele-See hinweg aufgenommen, ein still anmutiges, echt märkisches Landschaftsbild.

In diesem See sowie in der Krummen Lanke kommt noch jetzt die Sumpfschildkröte lebend vor.

13. Photographien von Schloss und Park Buderose bei Guben hat mir unser Mitglied Herr Burkardt in reicher Auswahl übergeben. Sie wollen daraus ersehen, wie mannigfaltige und interessante Gegenstände der „Brandenburgia“ am 11. Juni d. J. gezeigt werden sollen, an welchem Tage wir Buderose nach einer Wasserfahrt auf der Neisse von Guben aus aufsuchen werden.

14. Nach dem Dossenlande richtete sich am Sonntag, den 28. d. M. eine wissenschaftlich höchst lohnende Exkursion des Märkischen Museums. Auch dieser lege ich einen Bericht unsers Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht aus der „Frankfurter Oder-Zeitung“ mit Genehmigung des Verfassers zu Grunde.

In früher Stunde gelangten die Theilnehmer der Wanderfahrt nach dem Städtchen Wusterhausen an der Dosse, wo sie von Herrn Altrichter, dem Archivar der „Brandenburgia“, empfangen wurden, der die Führung durch die Stadt und ihre Umgebung übernommen hatte. Herr Altrichter ist längere Zeit hindurch in Wusterhausen amtlich thätig gewesen und hat auch eine Geschichte des Städtchens geschrieben.

Zunächst wurde ein Rundgang um die Stadt angetreten. An Stelle des früheren Walles ist eine kleine Promenade angelegt worden, welche zwischen Gärten und Wiesen rings um die Stadt führt und einen Überblick über die Strassen und Häuser von Wusterhausen gewährt. Das erste Bauwerk, welches bei diesem Spaziergange den Besuchern auffiel, war die kleine Stephanskapelle, welche sich auf dem Friedhofe befindet und jetzt als Leichenhalle benutzt wird. Sie stammt aus dem Jahre 1351 oder aus noch früherer Zeit und war dem heiligen Stephan, dem Schutzpatron gegen ansteckende Krankheiten, geweiht. Vermuthlich ist sie Zeuge der vielen Pestepidemien im 14. Jahrhundert gewesen, deren Opfer in ihrer Umgebung bestattet wurden. Die Stephanskapelle ist ein kleiner Backsteinbau mit schmalen Spitzbogenfenstern und polygon geschlossenem Chor, der von Strebepfeilern gestützt wird. An der Südseite ist ein Grabstein des Samuel Schönermark († 1745) eingemauert, ausserdem befinden sich hier wie an der Westseite mehrere Rund- und Längsmarken, eine in Gestalt eines liegenden Kreuzes. Der Kapelle gegenüber auf der anderen Seite der Chaussee liegt eine Wassermühle am Mühlengraben, der sich längs der Promenade entlang vom ehemaligen Kampehler-Thor bis zum Wildberger-Thor hinzieht. Letzteres ist, wie auch das alte St. Spiritus-Hospital vor einigen Jahren abgebrochen worden, jetzt erhebt sich dort ein schmucker Neubau des Hospitals, der in den Giebelformen dem alten Bau nachgebildet ist. Am Wildberger-Thor finden sich noch einige spärliche Überreste der ehemaligen Stadtmauer, auch der Unterbau eines Wachtthurmes ist in der Nähe erhalten. Der Mühlengraben zeigt auch an dieser Stelle, wo der Stadtgraben entlang ging, erst nördlich am sogenannten Burgwall weicht er von der ehemaligen Richtung ab und geht zwischen den beiden Burgwallstellen hindurch zur Dosse, von welcher er eine Abzweigung bildet.

Der grosse Burgwall liegt im Norden der Stadt zwischen der Dosse und dem Mühlengraben und zeigt nur eine mässige Erhebung, er ist nicht zugänglich, da er mit Gärten bepflanzt ist. In der schwärzlich-grauen Erde finden sich viele slavische und mittelalterliche Gefässreste, auch einige im Feuer gewesene Wildknochen. Ähnliche Belagstücke wurden auf dem kleinen Burgwall, einem Wiesenplan jenseits des Grabens, aufgelesen und bestätigten die Annahme, dass sich hier am Ufer der Dosse, welche früher südlich von beiden Stellen entlang floss, eine slavische Ansiedlungsstätte befunden hat. Der kleine Burgwall wird als solcher schon 1744 im Stadtinventar aufgeführt.

Der Rückgang zur Stadt erfolgte durch die Domstrasse, wo Herr Alt-richter auf ein altes unansehnliches Fachwerkhäuschen aufmerksam machte, das früher als Kaserne für einige der in Wusterhausen stehenden „gelben Reiter“ benutzt wurde. Die Leute wurden des Nachts dort eingeschlossen, so dass ein Desertiren bei den kleinen Fenstern gänzlich ausgeschlossen war. (Die „gelben Reiter“, ein Kürassierregiment, lagen zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in Perleberg, Kyritz, Neustadt und Wusterhausen in Garnison.) Aus Fachwerk sind übrigens die meisten Häuser der Stadt erbaut, aber nur schlicht und einfach, ohne Verzierungen an den Thür- oder Giebelbalken, höchstens hier und da ein frommer Spruch oder eine Inschrift, die an den grossen Brand von 1758 erinnert. Diese Feuersbrunst war viel umfangreicher als die anderen, welche die Stadt in den Jahren, 1637, 1679 und 1811 heimsuchten, sie legte das ganze Stadtviertel von der Kirche bis zum Kampehler-Thor und das Rathaus in Asche, nur die Kirche blieb verschont. Acht Jahre später allerdings schlug der Blitz in den Kirchturm, der vollständig niederbrannte, die Kirche selbst litt aber keinen Schaden und stellt sich infolgedessen noch in den Formen dar, in denen sie 1474 erbaut wurde. Das dreischiffige Langhaus mit polygon abgeschlossenem Chor zeigt schöne Kreuzgewölbe, die im Predigtraum auf viereckigen, im Chore auf gegliederten Pfeilern ruhen; eine Inschrift im Chor anno domini MCCCCLXXIV giebt das Jahr der Erbauung an. Das Innere ist mit Altertümern fast überladen und die Art und Weise, wie diese in den Seitenschiffen und im Chore untergebracht sind, übt gerade keinen schönen Eindruck auf den Besucher aus. Entweder sind sie so versteckt aufgestellt oder angebracht, dass man sie nur mit Mühe betrachten kann, oder so übereinander gehäuft, dass ihr Anblick die Erinnerung an ein Antiquitätengeschäft hervorruft. Verständige Aufstellung und teilweise Erneuerung einzelner Gegenstände würde sicher zur Verbesserung des Gesamteindrucks beitragen. Die Wirkung des grossen von Rode gemalten Altarbildes „der ungläubige Thomas“, mit der Überschrift „Ich bin's selber“, das zwischen zwei Pfeilern des Chors eingefügt ist, wird durch blaue, an die Pfeiler gepinselte Portieren sehr beeinträchtigt, die Malereien an den Brüstungen des Nordchors und des Orgelchors kommen nicht zur vollen Entfaltung, da sie zu versteckt sind, das Kruzifix vom Triumphbogen, das hinter dem Hochaltar hängt, würde an anderer Stelle auch besser wirken u. s. f. In der mit Kreuzgewölben überspannten Taufkapelle an der Südseite steht ein alter Taufstein mit mächtiger Taufschüssel aus Messing, in der Sakristei auf der Nordseite befinden sich verschiedene interessante

17
5-1764

6

Gegenstände: Abendmahlsgeräte aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ein Geldkasten mit schönem Eisenbeschlag und ein Hängeleuchter aus dem Geweih eines Zwölfenders vom Jahre 1565. Die Aussenseite des aus Granitquadern und Ziegeln errichteten Gotteshauses hat mannigfache architektonische Schönheiten aufzuweisen, so an der Nordseite ein Spitzbogenportal mit Säulchen und zierlichen Laubkapitälen, am Turm hübsche Friese und an der Südseite einen reichgegliederten Staffelgiebel über der erwähnten Taufkapelle, auf dem ein Storchnest thront. Ausserdem sind in den Ziegeln viele und deutliche Schleiffrillen und Rundmarken vorhanden, namentlich an einem Strebepeer der Südseite. Leider entbehrt das stattliche Gotteshaus eines würdigen Turmes, denn der an Stelle des 1758 eingestürzten Baues errichtete hölzerne Glockenturm passt eher für eine Dorfkirche, wie für diese Kirche. Der Magistrat soll bereits einmal die Absicht gehabt haben, einen neuen Turm zu errichten, der mit dem Bau beauftragte Zimmermeister hatte aber das gelieferte Holz so verschnitten, dass es nicht mehr zu jenem Zwecke zu benutzen war und vom Stadtkämmerer angekauft wurde, der sich ein Haus am Markt davon baute.

Durch das Kyritzer Thor verliessen die Teilnehmer der Wanderfahrt die Stadt und begaben sich am Ostufer der langen Seenkette zunächst nach dem Dorfe Bantikow. Die Gegend an dem Schützen-, Klempow- und Bantikow-See ist sowohl landschaftlich wie geschichtlich interessant, da sich hier im Thal der östlich fliessenden Dosse zahlreiche Spuren prähistorischer und slavischer Wohnstätten vorfinden. Es ist hier nicht der Raum näher auf diese Spuren einzugehen, zumal auf der Exkursion nur an einer Stelle flüchtige Nachgrabungen angestellt wurden, in einer Sandgrube hinter dem Schützensee, wo Brandschichten, Knochenteile und einige germanische Scherben aufgefunden wurden. Im Dorfe Bantikow ist nichts von Bedeutung vorhanden, die Kirche ist einfach, das Innere derselben schmucklos, die Häuser niedrig und verwittert. Die Lage des Dorfes dagegen ist sehr hübsch, vom erhöhten Ufer bietet sich ein reizender Ausblick auf die Seenkette und die kleine Insel des Untersees. Diese Insel war das nächste Ziel der Exkursion: auf derselben hat sich eine slavische Wohnstätte befunden, wie zahlreiche Gefässscherben in der schwärzlichen Bodenschicht der Insel ergeben haben. Auch bei dem letzten Besuch wurden Ausgrabungen veranstaltet, welche viele Bruchstücke von Urnen zu Tage förderten, die meisten mit schönen Verzierungen, ausserdem stellte der Besitzer des Inselrestaurants, Herr Rolla, dem Museum eine grosse Anzahl von Altertümern, die er ausgegraben hatte, zur Verfügung. Nach kurzem Aufenthalt setzte man nebst den Herren aus Kyritz, welche mit Herrn Bürgermeister Rüniger zur weiteren Führung eingetroffen waren, nach dem anderen Ufer über und schlug durch den Wald den Weg nach der Stadt ein. Bald wurden die beiden Türme der Kirche und das kastellartige Rathaus sichtbar und kurze Zeit darauf hatte man die Jägelitz erreicht, welche bei Kyritz vorüberfliesst. Zunächst wurde der Kirchhof mit seinen alten Denkmälern besichtigt, dann ging es zum Rathaus, wo die kleine Sammlung städtischer Altertümer in Augenschein genommen wurde. Sie ist erst im Entstehen begriffen, daher nur von geringem Umfang, und enthält ausser einigen prähistorischen Gefässen und

Knochengeräten, die im Weichbilde der Stadt gefunden wurden, Waffen und Uniformstücke der in Kyritz früher garnisonierenden Truppen, alte Druckwerke, Urkunden und Aufzeichnungen zur Geschichte der Stadt. Das Paradestück der Sammlung ist das Bassewitz-Schwert, ein breites Schlachtschwert mit Parierstange und birnförmigem Knauf, welches die Kyritzer anno 1403 dem Ritter von Bassewitz abgenommen haben. Dieser mecklenburgische Edelmann, welcher bereits 1381 vergeblich versucht hatte, Kyritz zu erobern, unternahm im genannten Jahre eine neue Belagerung und liess einen Minengang anlegen, um so in die Stadt einzudringen. Der Anschlag wurde aber verraten, und als der Bassewitz sich in der Mitte der Stadt aus der Erde emporarbeitete, empfangen ihn die Kyritzer und schlugen ihn todt. Zur Erinnerung an die glorreiche Abwehr dieser Belagerungen wurde noch bis in die jüngste Zeit am Montag nach Invocavit das Bassewitzfest in Kyritz gefeiert. Von der starken Befestigung der Stadt, von der dreifachen Umwallung ist fast nichts mehr vorhanden. Die Wälle wurden schon um das Ende des 18. Jahrhunderts in Gärten verwandelt, die Mauer liess man verfallen und benutzte das Material zu anderen Bauten, zur Zeit sind nur einige derselben in der Nähe des Rathauses und beim ehemaligen Kloster zu finden. Das Hauptgebäude dieses Klosters, das den Franziskanern gehörte, ist noch erhalten, die Hintergebäude, der Kreuzgang und die Klosterkirche sind dagegen verschwunden. Von letzterer, die zu Büschings Zeiten, der 1779 Kyritz besuchte, noch vorhanden war, ist nur ein Pfeiler mit Kapitäl und Resten eines Kreuzgewölbes erhalten; dieses Ueberbleibsel zeigt indess, dass die Kirche in schönen Formen erbaut gewesen sein muss, und es ist zu bedauern, dass man sie so leichtfertig verfallen liess. Der Besitzer des Klostergebäudes, Herr Richter, machte hier den freundlichen Führer.

Vom Kloster begab man sich nach dem Schützenplatz, wo ein Kriegerdenkmal und das zum Andenken an die von den Franzosen 1807 erschossenen Kyritzer Schulz und Kersten errichtete Denkmal stehen, dann ging es in die Stadt zurück zur Besichtigung der Kirche. Diese, ein dreischiffiger Hallenbau aus Feldsteinen und Ziegeln erbaut, zeigt im Innern prächtige Formen der Kreuz- und Sterngewölbe und lässt den Mangel an anderer künstlerischer Ausführung ganz vermissen. Ein neues Altargemälde, die Auferstehung und ein Sandstein-Taufbecken aus dem 15. Jahrhundert, ferner zwei Renaissance-Chorstühle sind der einzige Innenschmuck des Gotteshauses. Die Grundmauern und der Chor sind alt, das obere Mauerwerk und der Westgiebel mit seinen beiden Türmen stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Die Kirche wie auch die Stadt selbst hat mannigfache Schicksale erduldet, namentlich hat die Chronik mehrere Belagerungen und zahlreiche Brände zu verzeichnen.“

Zur Illustrierung dieses Berichts lege ich eine grössere Anzahl von Photographien vor, welche der Sohn des vorgenannten Herrn Rolla, Photograph in Wusterhausen a. D., aufgenommen hat.

15. In Neu-Ruppin und Umgegend hielt ich mich mit unserm Mitglied Herrn Hermann Maurer über Pfingsten am 20. bis 22. Mai auf.

Am 20. besuchten wir Wustrau mit den Erinnerungen an den alten Feldmarschall Zieten, am 21. die Ruppinsche Schweiz am Tornow-See und weiter bis Binenwalde vorstossend, auf dem Rückwege passierten wir die Försterei Rottstiel. Am 22. wurden Alt-Ruppin und die Weinberge bei Neu-Ruppin besucht.

Die mitgebrachten Photographien mögen Ihnen zeigen, wie viel Interessantes in der von Berlinern noch immer recht wenig besuchten Gegend zu sehen ist.

B) Herr Kustos Buchholz:

1. Ausser den bereits vom Herrn Vorsitzenden vorgelegten Photographien des Bolleschen Hauses, Leipziger Platz 14, und der Eiben im Herrenhausgarten hat das Märk. Museum neuerdings noch 3 Strassenprospekte photographisch festgelegt:

- a) Das „Konzerthaus“, Leipziger Strasse 48, das demnächst abgebrochen werden soll, um einem grösseren geschäftlichen Bau Platz zu machen. Zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. hatte dort die Kaiserliche Gesandtschaft ihr Heim. Später gehörte das Grundstück einer Familie v. Gräve. Es ging bis zur Krausenstrasse durch, an deren Seite zuerst ein Speicher stand. Hier an der Krausenstrasse wurde im Jahre 1722 das erste katholische Bethaus eingerichtet, zunächst als Gesandtschafts-Kapelle mit dem Mitbenutzungsrecht für die hiesigen Katholiken, namentlich die angeworbenen katholischen Soldaten; die Geistlichen wurden von der Gesandtschaft unterhalten, bis Friedrich der Grosse im Jahre 1755 die Besoldungen selbst übernahm und der Kapelle den Charakter einer öffentlichen katholischen Kirche gab. Als 1773 die Hedwigs-Kirche fertig geworden war, kam das bisherige Bethaus an der Krausenstrasse durch Verkauf in Privatbesitz. Das Konzerthaus an der Leipziger Strasse hat diese Bezeichnung erst seit 31 Jahren. Es hat unter diesem Namen eine grosse Berühmtheit erlangt in der Zeit von 1868 bis 1885, während welcher die Bilsesche Kapelle hier konzertierte. Auch Richard Wagner (1873—1875), Anton Rubinstein und andere musikalische Grössen haben in dem Saal gewirkt. Vor der Bilseschen Zeit war das um 1850 auf dem Hofe des Grundstücks errichtete Saalgebäude unter dem Namen „Musenhalle“ ein öffentliches Tanzlokal und zwar galt es in seinen ersten Bestehensjahren als das schönste der verschiedenen ähnlichen Lokale, bis es vom Glanz des etwas später entstandenen Orpheums überstrahlt wurde.
- b) Der Hegelplatz, im Hintergrunde die Bauhof-Strasse. Vor 100 Jahren hiess der Platz „Auf dem Bauhof“, die Strasse „Bauhofs-Gasse“ und die Dorotheenstrasse „Letzte Strasse“. Die

jetzigen „Akademischen Bierhallen“ waren damals eine Schmiede und gegenüber war ein Zimmerhof. Die Häuser an der Bauhofgasse No. 1 und 2 waren in gerichtlicher Verwaltung, No. 3 und 4 Königliche Kohlen-Schauer, No. 5 und 6 waren militärische Gebäude und No. 7, jetzt Stadtrat Kochhann gehörig, gehörte einem Gipsbrenner. In der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand hinter dem Bauhof das „Gesellschaftshaus“.

- c) Ein charakteristisches Bild eines bürgerlichen Hauses aus dem 18. Jahrhundert geben noch 2 Häuser auf der rechten Seite der Prenzlauer Strasse, namentlich das als „Goldenes Lamm“ durch das entsprechende Wahrzeichen bekannte Schlächterhaus, von dem hier eine Aufnahme aus den 1870er Jahren und eine von diesem Jahre vorliegt.

2. Vor einigen Wochen war in den Zeitungen über den Fund einer geheimnisvollen vermauerten Kammer berichtet worden, die beim Abbruch der Häuser zwischen der Nikolaikirche und der Spandauerstrasse geöffnet worden sei. Es war dabei die Rede von Druckplatten mit Ansichten von Berlin aus dem 16. Jahrhundert und Reporter-Phantasien sprachen auch noch von anderen lokalgeschichtlich wichtigen Funden. Als ich der Sache nachspürte, ergab sich nach Versicherung des Abbruchsunternehmers, dass eine solche vermauerte Kammer gar nicht gefunden sei und dass nur 4 Holzklötze mit Schnitzwerk vorgefunden worden sind, die aber gestohlen sein mussten, da sie aus der Bauhütte verschwunden wären. Nur ein vom mittelalterlichen Nikolaikirchhof herrührender Schädel, ausgesprochen brachycephal, bildete die einzige erhältliche Fundausbeute. Nachträglich sind nun von dem Abbruchsunternehmer, Herrn Jacobus, 2 von den Holzklötzen ermittelt und dem Märk. Museum übersandt. Es stellt sich, wie Sie sehen, heraus, dass es geschnitzte Gussformen für sehr leicht schmelzbaren Metallguss sind und zwar für flache Zierstücke zu Särgen oder zu anderen ornamentalen Zwecken. Nach den Kunstformen wie nach der Beschaffenheit des Holzes dürften die Stücke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrühren. Wie nachträglich Herr Lackowitz mitteilt, rühren die Gussformen aus der Spandauerstrasse 36 seit 100 Jahren betriebenen Zinngiesserei der Firma E. A. Lentz her.

Herr Buchholz macht noch kurze Mitteilung über die auf den 18. Juni festgesetzte feierliche Enthüllung des Brunold-Denkmal in Joachimsthal und ladet zur Beteiligung an dem zugleich eine Fahrt auf dem Werbellin-See und Besichtigung des Jagdschlösses Hubertusstock einschliessenden Festprogramm ein.

C) Herr Dr. Otto Pniower: „Heinrich von Kleist und Berlin“. Wir hoffen, den Vortrag in erweiterter Form später bringen zu können.